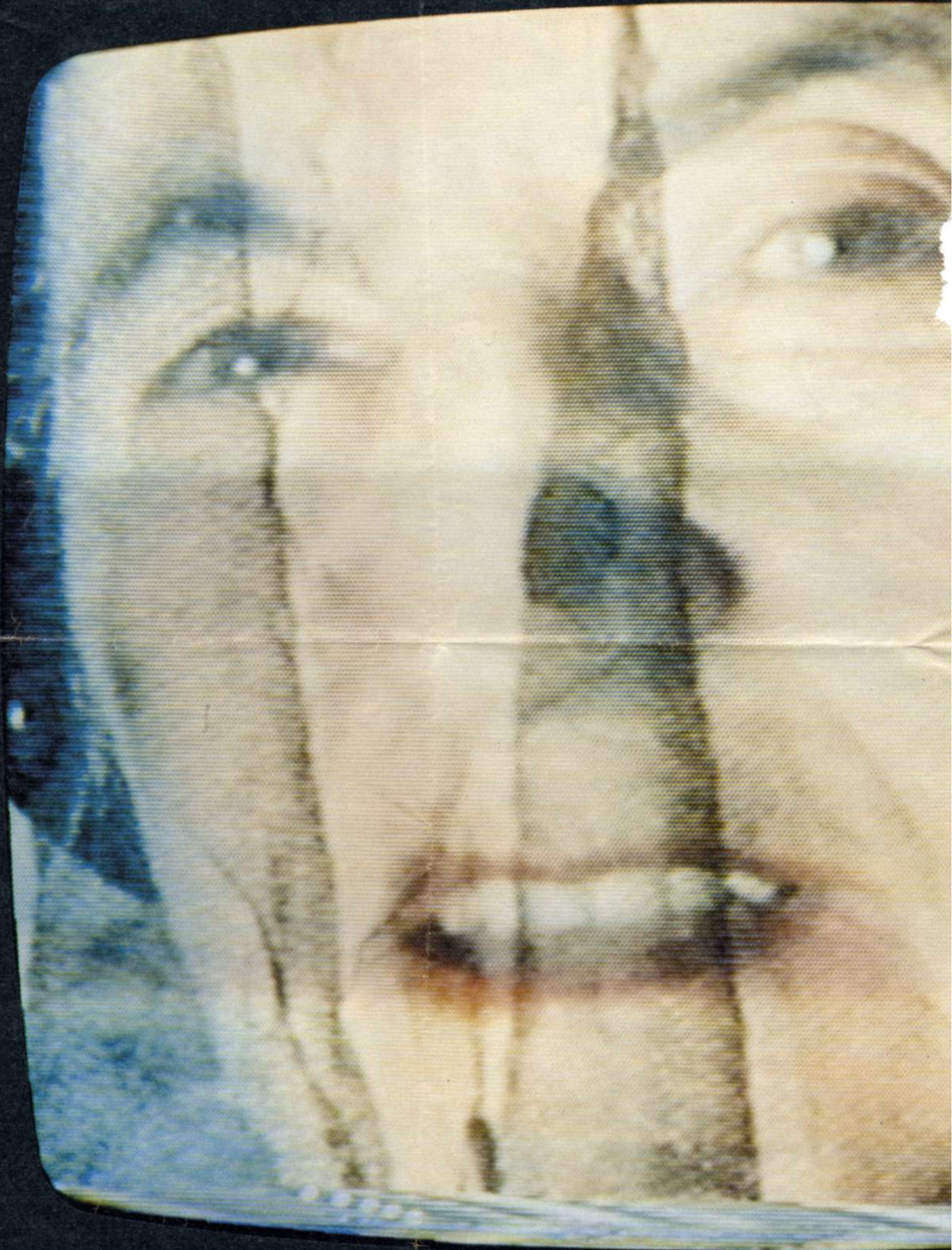


Document Citation

Title	Interview mit dem tod
Author(s)	Peter Sager
Source	<i>Zeitmagazin</i>
Date	
Type	article
Language	German
Pagination	48-52
No. of Pages	5
Subjects	
Film Subjects	Das todesmagazin oder: wie werde ich ein blumentopf? (Death magazine, or how to become a flowerpot), von Praunheim, Rosa, 1979





INTERVIEW MIT DEM TOD

Aus unserem Alltag haben wir den Tod weitgehend verdrängt. Aber Zeitungen und Fernsehen liefern uns täglich Bilder vom Sterben. Als Rosa von Praunheim für das ZDF einen extremen Film über dieses extreme Thema drehte, rührte er allzu heftig an ein Tabu: Sein »Todesmagazin« wurde kurzfristig aus dem Programm gestrichen, weil es »ungenügend vorbereitete Zuschauer als Schock empfinden müssen«. Für Helen Adam, eine der Interview-Partnerinnen in der subjektiven Film-Dokumentation, ist Sterben kein Schock. Unter dem Trauerschleier bekennt sie: »Ich freue mich auf den Tod«

Von Peter Sager



*Filmmacher Rosa von Praunheim
beim Interview: Zu seinen
Gesprächspartnern zählten
Krebskranke, Gerichts-
mediziner, Hinterbliebene*



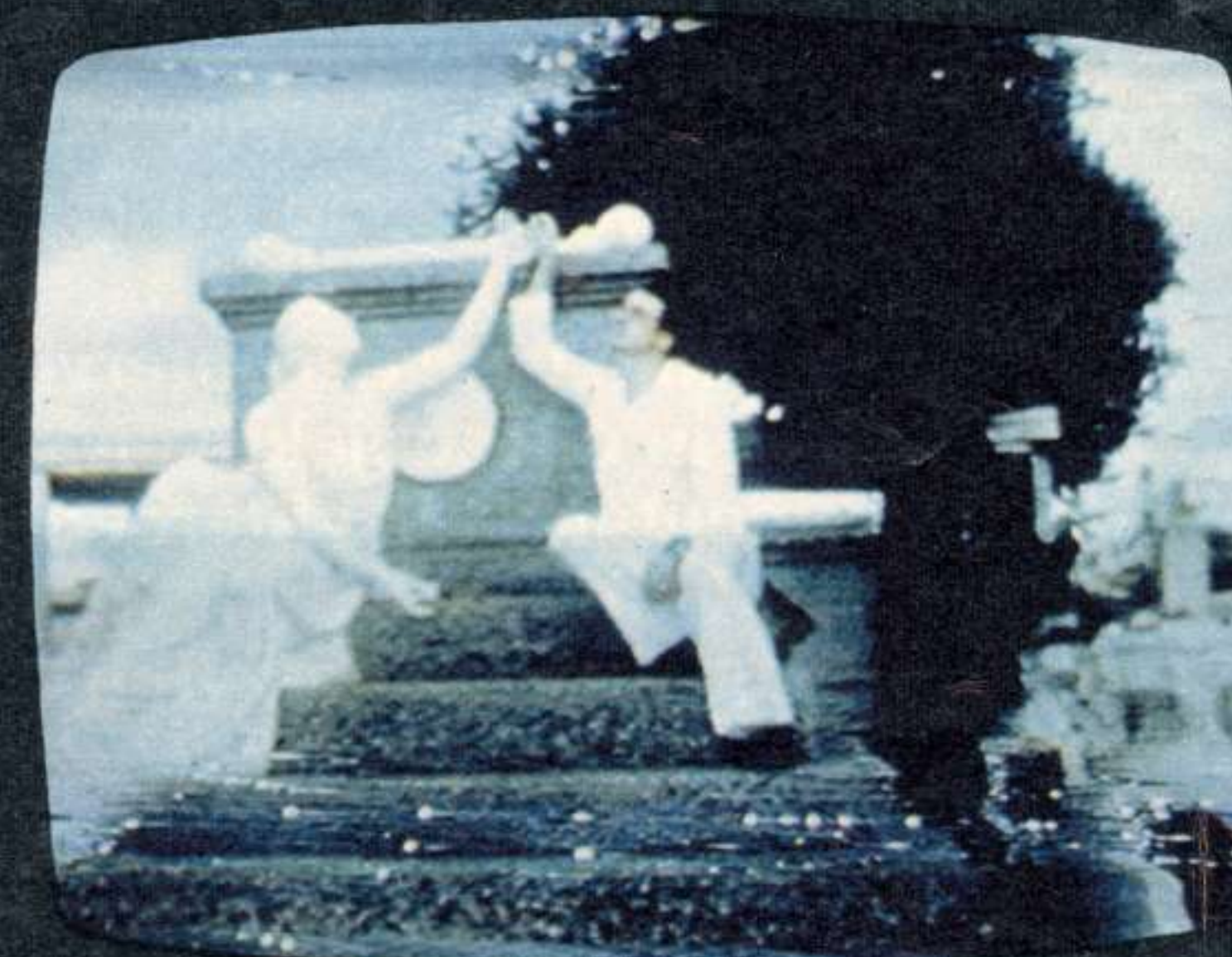
*Opfer einer Flutkatastrophe:
Viele seiner Todes-Beispiele ent-
nahm der Autor des umstrittenen
Fernsehfilms den Nachrichten-
sendungen des Fernsehens*



*Tyrannisches Schauspiel
in Damaskus: Ein
Oppositioneller wird
hingerichtet, die
Öffentlichkeit sieht zu*



*Todesunterricht in Brooklyn:
Schülerinnen eines Gymnasiums
erfahren im Rollenspiel
typische Formen der Bewältigung
und Verdrängung*



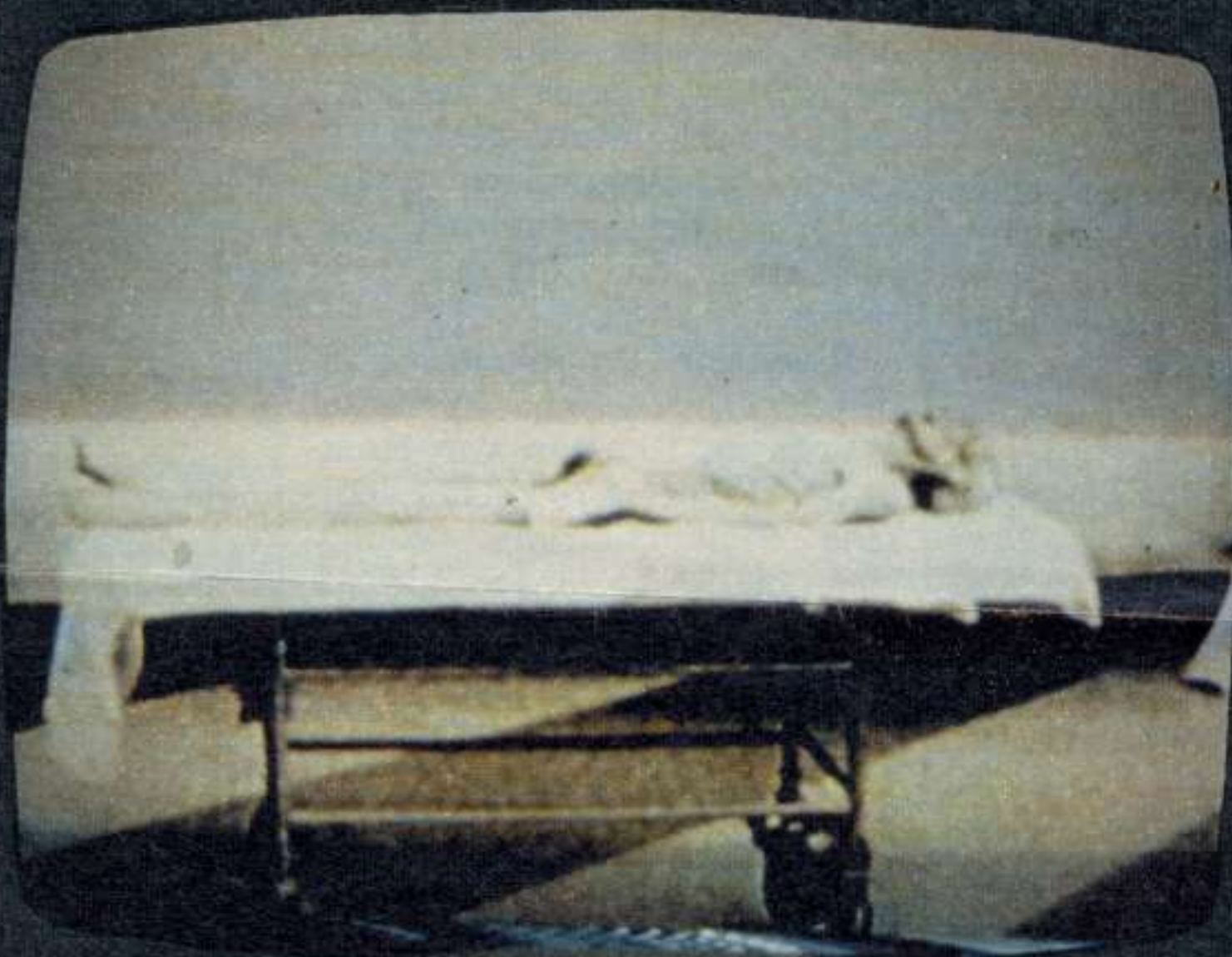
*Der Autor als Todesengel
auf einem Friedhof:
Gestischer Versuch, Gräber-
kult und Todesbilder
der Alten zu verstehen*



*Der ferne, nahe Tod:
Ein verhungertes Kind in
Indien wird vom
Lastwagen gehoben und
zum Friedhof gebracht*



Nahaufnahme eines Verstorbenen; Rosa von Praunheim: »Es ist ungeheuer wichtig, den Toten anzuschauen, um die Furcht zu verlieren«



Die Leiche eines alten Mannes, aufgebahrt im Institut für Thanatologie in New York: Schock, Therapie oder Nekrophilie?



Rosa und sein Freund Peggy unterhalten sich über die in Amerika praktizierte Möglichkeit, seine Asche in einem Blumentopf beisetzen zu lassen: »Warum immer nur weinen?«

„Es ist ungeheuer wichtig, Tote anzuschauen“

Wir sehen, wie ein Mann enthauptet wird, ein anderer gehängt, eine Gruppe von Menschen mit Sensen niedergemacht. Im Wasser treibt ein aufgequollener Körper. Ein Hund zerrt an der Leiche eines Kindes. Im offenen Sarg liegt eine tote Frau. Wohin wir blicken: Sterbende, Tote und Skelette.

Dies könnten Szenen aus Rosa von Praunheims jüngstem Film „Das Todesmagazin“ sein. Es sind aber Motive aus Pieter Bruegels Gemälde „Der Triumph des Todes“ aus dem 16. Jahrhundert.

Wir haben gesehen, wie ein amerikanischer Journalist in Nicaragua auf offener Straße erschossen wurde. Wir haben in Live-Bildern gesehen: ein Massengrab, in dem einige der rund 40 000 Opfer dieses Bürgerkriegs lagen; den Todessturz der PLO-Geiseln in Ankara; die verkohlten Opfer des Waldbrandes an der Costa del Sol; den New Yorker Mafia-Boss Carmine Galante, von Kugeln durchsiebt und mit einer Zigarre im Mund.

Dies alles waren, mehr oder weniger ausführlich, Szenen aus Fernsehnachrichten der letzten Wochen. Auch dies könnten aber Bilder aus Rosa von Praunheims Fernsehfilm „Das Todesmagazin“ sein. Denn der Autor zitiert auf weite Strecken dokumentarische Aufnahmen desselben Senders, der seinen Film vorläufig aus dem Programm strich mit der Begründung, „ungenügend vorbereitete Zuschauer“ müßten ihn „als Schock empfinden“.

Man mag das paradox oder zynisch nennen, Bevormundung oder Zensur. Man kann diese Maßnahme aber auch als Eingeständnis eigener Unzulänglichkeit verstehen. Im Umgang mit dem Tod hat dieses Medium wohl eher abstumpfend als aufklärend gewirkt. Es hat uns daran gewöhnt, Tod und Sterben an bestimmten Stellen im Programm in bestimmter Form regelmäßig zu sehen: zur

Information und zur Unterhaltung, als Krimi-Schock und wohlkommentierte Katastrophenmeldung.

An diese vorgeschriebenen Bestattungsformen hat Rosa von Praunheim sich nicht gehalten. Sein Film ist eine Folge von Verletzungen: des Geschmacks, der Moral, der Ästhetik. Sichtbar wird, in elementarer Direktheit, die elementare Tatsache des Todes. Aus dieser Radikalität entwickelt der Film, ohne Profi-Perfektion gedreht, eine eigene Ästhetik und eine eigene Moral.

Rosa von Praunheim führt verschiedene Personen und Institutionen vor, die sich ausschließlich und extremer als andere mit dem Tod beschäftigen. Das beginnt, ausgerechnet, mit einem publizistischen Totengräber: Rosa von Praunheim, in schwarzem T-Shirt mit der Aufschrift „Are You Ready For Death?“, interviewt den Porno-Verleger Al Goldstein, der letztes Jahr das makaberste Magazin New Yorks herausbrachte: *Death* („Bigger than Life“). „Persönlich fürchte ich mich wie verrückt vor dem Tod“, gesteht der Mann, dessen inzwischen wieder eingegangenes Todesmagazin unter anderem Rubriken wie eine „Hitparade der 20 tödlichsten Krankheiten“ und den „Friedhof des Monats“ enthielt. Diese radikale Trivialität findet Rosa von Praunheim ehrlicher als unreflektierte Todesverwertung, etwa in der *Bild*-Zeitung: „Arbeiter in die Wurstmaschine gefallen“, „Gräßlichster Unfall des Tages“.

Schwarzverschleiert, mit zitteriger Stimme, fast schon eine lebende Tote, singt die alternde Dichterin Helen Adams auf einem New Yorker Friedhof vom „Großen Haus des Nichts“. Sie schwärmt von einer Wiedergeburt als Seelöwin, und in der folgenden Szene sehen wir Mrs. Adam, im rosa Bikini, am Strand von Coney Island plätschernd: „Also, ich freue mich sehr aufs Sterben!“

So skurrile, vitale Töne in einem Todesfilm? Rosa von

Der Tod und die Medien oder „Wie werde ich ein Blumentopf?“

Praunheim berührt mit dieser Szene noch ein anderes Tabu: Sex im Alter. „Diese unheimliche Vitalität, die oft gerade im Alter entsteht und gerade in Todesnähe, das ist sicher auch erotisch. Ältere Frauen haben für mich etwas ungeheuer Sinnliches. Das hat nichts mit nekrophil zu tun.“

Rosa von Praunheim, in Film und Leben Protagonist der Homosexuellen-Bewegung, hätte seine Vorliebe für ältere Frauen 1976 beinahe durch eine Ehe mit Evelyn Künneke besiegelt. Die Sängerin ihrerseits sah die platonische Verbindung ganz praktisch: „Wenn ick mal sterbe, wer beerdigt mich dann?“

Figuren der Dekadenz. Randexistenzen, die das zentrale Thema beunruhigender einkreisen als der Normalfall. Nach Helen Adam tritt die Punk-Rockerin Anja auf, die aussehen möchte „wie ein Vampir, als ob ich gerade aus dem Grab gestiegen wäre“, und die sich kein schöneres Ende vorstellen kann, als „von Sid Vicious gekillt zu werden“, dem Bassisten der „Sex Pistols“, der ein Mädchen ermordet hat.

Rosa von Praunheim konfrontiert die selbstzerstörerische Natur des Punk-Protests mit den Todesarten einer selbstzerstörerischen Gesellschaft. In einer der schockierendsten Dokumentar-Collagen dieses Films sehen wir nacheinander KZ-Greuel, Vietnam-Gefallene, den Kopf eines enthaupteten kambodschaners, gehängte, verbrannte, verhungerte Menschen. In den Nachrichtensendungen des Fernsehens, denen er diese Szenen entnahm, fand Rosa von Praunheim „vieles viel brutaler“. Das mag sein, trifft aber nicht den Kern.

Schrecklicher noch als die Häufung schrecklicher Szenen hat auf mich etwas anderes gewirkt. Diese Totenschau läuft ab ohne Moderation, ohne verbindende, verbindliche Worte eines Kommentators. Statt dessen Punk-Rock von der Gruppe „Contortions“ („Verzerrungen“): ein einziger Schrei der

Auflehnung, der Aggression und der ohnmächtigen Wut. Damit verletzt der Film, ganz wörtlich, die Regeln des guten Tons und reißt die Bilder des Todes aus dem Gewöhnungs- und Rationalisierungsritual der Medien.

So realistisch und grell instrumentiert wie diese Sequenzen waren auch die „Dances macabres“, die Totentänze der spätmittelalterlichen Bilderbögen, von denen nicht umsonst die meisten zerstört sind. Im Heidelberger Holzschnittbuch „Der Doten Dantz“ (1485) bläst und trommelt ein ganzes Toten-orchester.

Hinter Rosa von Praunheims Memento mori steht indes keine religiöse Heilsgewißheit mehr. Dennoch ist dieser Film ein ehrlicher Versuch, den Tod als Bestandteil des Lebens zu akzeptieren, ihm positiv zu begegnen, statt ihn zu verdrängen. Zwei Beispiele: Bilder aus einer Sterbeklinik in New Jersey, wo Krebskranke die letzten Wochen mit ihren Angehörigen verleben, und Todesunterricht in Brooklyn.

Rosa von Praunheim zeigt, wie Schüler in Diskussionen und Rollenspielen lernen, offen über den Tod zu reden, seine Bedeutung im eigenen Leben und in der Gesellschaft zu begreifen. Es gibt in Amerika seit einiger Zeit eine neue Welle von Aufklärungsunterricht, nach der Sexualkunde nun auch den Todesunterricht. Schüler besuchen Friedhöfe, Krematorien, Sterbenskranke und Hinterbliebene, sie malen ihre Todesvorstellungen, machen ihr Testament und legen sich, übungsweise, sogar in einen Sarg.

Wenn der Tod, wie Arnold Toynbee ironisch anmerkte, zu tiefst „unamerikanisch“ ist, „eine Beleidigung des unveräußerlichen Rechtes jedes Bürgers auf Leben, Freiheit und den Verfolg des Glücks“, so scheint umgekehrt der forcierte Todesunterricht ein sehr amerikanisches Phänomen zu sein.

Noch im 19. Jahrhundert fand der Tod, wie die Geburt,

meist zu Hause statt. Erst seitdem der Sterbende in Altersheimen und Intensivstationen von der Familie isoliert wird, und viele noch nie einen Toten leibhaftig gesehen haben, wird auch das Thema selbst zum Tabu.

In seinem Buch „Der totgeschwiegene Tod“ (1973) hat der Bremer Pastor Klaus Dirschauer diesen Verleugnungs- und Verdrängungsmechanismus am Beispiel der Traueranzeigen untersucht. Nichts ist ja charakteristischer für unsere tödliche Verlegenheit als die Standardformel: „Von Beileidsbesuchen bitten wir Abstand zu nehmen“. Wir trauern den anderen nicht mehr zu, ohne Floskeln über das zu sprechen, was wir uns selbst kaum noch ohne Floskeln anzuhören trauen. Wieviel mehr gilt das für die Anschauung der Sache selbst.

In einer Schlüsselszene, gegen Ende des Films, sagt Rosa von Praunheim: „Es ist ungeheuer wichtig, daß man den Toten anschaut, um die Furcht zu verlieren.“ Eine lange, ruhige Einstellung zeigt die aufgebahrte Leiche eines nackten alten Mannes.

Wenn an der Schule, die ich besuchte, einer der Patres starb, wurde er am Tag vor der Beerdigung im offenen Sarg in der Kapelle aufgebahrt. Die Kapelle lag neben dem Fußballplatz, und nach dem Spiel sind wir, mit einer Mischung aus Neugier und Scheu, hineingegangen, um den Toten noch einmal zu sehen.

So engagiert sich Rosa von Praunheim für ein humanes, ehrliches Verhältnis zum Sterben einsetzt: Sein „Todesmagazin“ bleibt ein radikaler Film, jenseits psychotherapeutischer Lebenshilfe. Provozierend wie der Beginn ist das Ende: Rosa unterhält sich mit seinem Freund Peggy über einen von amerikanischen Beerdigungsinstituten angebotenen Extraservice, die Asche seiner Lieben in einem Blumentopf beisetzen zu lassen. „So etwas Lebendiges in einem Todesfilm (daher der Originaltitel „Wie werde ich

ein Blumentopf?“) hat man mir besonders übelgenommen“, sagt Rosa von Praunheim, „weil ich eben nicht Distanz und Würde gewahrt habe.“

Damit Furcht und Schrecken nicht überhandnehmen, folgte im alten Griechenland auf die Tragödie ein burleskes, oft obszönes Satyrspiel. Damit der Tote sich nicht langweile, sitzen auf Haiti die Angehörigen singend und kartenspielernd neben der aufgebahrten Leiche. „Ich hoffe, es wird eine fröhliche Beerdigung, ohne Tränen“, hatte Earl Mountbatten in einem BBC-Interview gesagt, bevor er von nordirischen Terroristen in die Luft gesprengt wurde.

Rosa von Praunheims „Todesmagazin“ erlebt in dieser Woche im Rahmen von Hamburgs „Filmfest 79“ seine deutsche Erstaufführung. Wenigstens hier, und danach hoffentlich auch in anderen Kinos, haben nun die „ungenügend vorbereiteten“ Fernsehzuschauer Gelegenheit, die Entscheidung des ZDF-Programmdirektors Dieter Stolte kritisch zu prüfen.



Mit einem grinsenden Totenkopf im Titel will ein neues Hamburger Blatt Leben in die Kulturszene bringen: eine Alternativzeitschrift für Schwarzen Humor, keine »seriöse« Auseinandersetzung mit dem Tod